

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Band: 51 (1995)
Heft: 2

Artikel: Basels Theologische Zeitschrift
Autor: Smend, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Theologische Zeitschrift

Jahrgang 51

1995

Heft 2

Basels Theologische Zeitschrift

Festvortrag zur Jubiläumsfeier anlässlich
des 50jährigen Bestehens der Theologischen Zeitschrift
am 20. Januar 1995 im Wildtschen Haus am Petersplatz

Die Einladung, hier ein Wort zu sagen, hat mich überrascht und geehrt. Allerdings ist das, was ich sagen kann, im Programm mit dem Begriff «Festvortrag» viel zu pompös bezeichnet. Nachdem die Repräsentanten der für die Theologische Zeitschrift zuständigen illustren Institutionen¹ ihre Begrüßungs- und Grussworte gesprochen haben, kommt jetzt noch das Grusswort eines einfachen Lesers. Da dieser Leser sein Pulver eigentlich schon im Jubiläumsheft der Zeitschrift² verschossen hat, wird sich sein Grusswort oder allenfalls seine Ansprache – das ist Ihr Vorteil! – auch der Quantität nach erheblich unter einem Festvortrag bewegen.

Zunächst ein Zitat. Theologische Zeitschrift, erstes Heft, Schluss der programmatischen Vorrede des Herausgebers: «Möge diese Zeitschrift der Mittelpunkt werden, um welchen sich die Gleichgesinnten unter den gelehrten Theologen, namentlich die jüngeren, denen ein höheres Ziel in der Wissenschaft vorgeleuchtet, mit uns vereinigen. Wir behalten uns aber vor, nur diejenigen Beiträge aufzunehmen, die in dem Geiste geschrieben sind, dessen wir uns selbst befleisigen. Nicht als wollten wir, die wir ja selbst nicht Einer Schule angehören, nur dasjenige auswählen, was gewissen Grundsätzen und Überzeugungen entspricht: wir verlangen nur Ernst, Tiefe, Klarheit und Lebendigkeit, mit einem Worte Wissenschaftlichkeit [...]. Gott segne unsere Bemühungen, dass dadurch das Heil der Theologie und Kirche gefördert werde.»

Wenn Ihnen diese Sätze nicht nach Karl Ludwig Schmidt geklungen haben, dann haben Sie richtig gehört. Der Schreiber ist ein anderer nicht ganz freiwilliger Wahlbasler, Wilhelm Martin Leberecht de Wette (in Basel unausrottbar

¹ Fakultät, Universität, Redaktion, Verlag, Schweizerische Theologische Gesellschaft.

² 50 (1994) 302–310.

Déwett ausgesprochen). Auch er hat eine «Theologische Zeitschrift» gegründet. Sein Vorwort ist datiert auf den 2. Oktober 1819, zufällig oder auch nicht zufällig den Tag, an dem die preussische Regierung ihn aus seinem Berliner Lehramt entliess. Die Zeitschrift hielt sich genau während der drei Jahre seines Exils; 1822, als er in Basel wieder zu Amt und Würden kam, erschien das letzte Heft – die Basler Luft ist *dieser* Theologischen Zeitschrift offensichtlich nicht gut bekommen. Karl Ludwig Schmidt, nach seiner Entlassung aus Bonn 1933 fast so lange ohne Professur wie einst de Wette, gründete «seine» Theologische Zeitschrift nach einem knappen Basler Jahrzehnt. Hätte deren Lebensdauer die der gleichnamigen Vorgängerin nicht um ein Vielfaches übertroffen, wären wir heute nicht versammelt.

Bei allen Verdiensten, die sich Schmidt um unsere Jubilarin erworben hat, wird man doch sagen dürfen, dass sie weniger seine Zeitschrift ist, als ihre Vorgängerin die Zeitschrift de Wettes war. De Wette, ein geradezu unheimlich fleissiger Rezensent, vermisste in dem verwirrend vielfältigen, fast nur anonymen Rezensionswesen um 1800 «das Urtheil der Zeit über ihre eigenen Hervorbringungen» – nicht nur im Interesse der Gegenwart, «zur Verständigung des Publikums», sondern auch als ein «Denkmal für die Geschichte», einen «Spiegel, der dem künftigen Geschichtsforscher, der unmöglich alle erschienenen einzelnen Schriften lesen kann, die zerstreuten Bilder der Litteratur in einem verjüngten Gesamtbilde darstelle». Er tat sich daher mit zwei ihm nahestehenden Kollegen zusammen, Friedrich Schleiermacher und Friedrich Lücke, um «eine theologische Zeitschrift zu veranlassen, in der von einigen Gleichgesinnten eine zwar nicht eintönige und aller Eigenthümlichkeit und Freiheit entbehrende, aber doch durch die Persönlichkeit der unter ihrem Namen auftretenden Beurtheiler und ihre sonsther bekannten wissenschaftlichen Grundsätze eine gewisse Einheit behauptende Kritik geübt würde». «Ein ständiges Richteramt in der theologischen Welt» sollte die Zeitschrift wahrnehmen und dabei «von festen geschichtlichen Punkten aus kritische Übersichten geben, welche entweder mehrere Werke umfassen und sogenannte Collectivrecensionen darstellen, oder einzelne bedeutende Werke als hervorspringende End- und Übergangspuncte der Entwicklungsreihe auffassen, und mit dem Geschehenen und dem, was noch geschehen soll, kritisch verknüpfen». De Wette versprach, wie es natürlich jeder tut und tun muss, der ein solches Unternehmen im Angriff nimmt: «Wir wollen uns bestreben, in dieser Art Arbeiten zu liefern, die mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregen.»³

Ob *diesem* Bestreben 1819 oder 1945 der grössere Erfolg beschieden gewesen ist, wage ich nicht zu beurteilen; ich möchte weder dem vorbaslerischen de Wet-

³ Zitate aus S. V–XI von de Wettes Vorrede.

te noch dem nachdewettischen Basel zu nahe treten. Der im übrigen so eklatante Vorsprung des Unternehmens, das wir heute feiern, hat seine Gründe, wenn ich recht sehe, in der Konzeption, im Zeitpunkt und im Ort.

De Wettes Konzeption lief auf ein nicht beliebig durchführbares Ineinander von Kritik und thematischem Aufsatz hinaus. Die seitherige Erfahrung zeigt, dass man besser fährt, wenn man beides zumindest im Grundsatz getrennt hält, also Zeitschriften mit Rezensionen und Zeitschriften mit Aufsätzen herausgibt und in Zeitschriften, die beide Gattungen enthalten, zwei Abteilungen vorsieht – mit einem berühmten Titel gesagt: Theologische Studien und Kritiken. Die Zeitschrift mit diesem Titel begann 1828 – de Wette hat sich noch ausgiebig an ihr beteiligt – und bestand recht und schlecht bis 1938 – eine Lebensdauer, die man vielleicht nicht einmal unserer Theologischen Zeitschrift unter allen Umständen und um jeden Preis wünschen sollte. Die beiden Hauptteile der «Studien und Kritiken» heissen vom ersten bis zum letzten Heft «Abhandlungen» (also die «Studien») und «Rezensionen»⁴ (also die «Kritiken»). Dazu kommen, mehr den «Abhandlungen» zugeordnet, «Gedanken und Bemerkungen», die «Rezensionen» ergänzend «Übersichten», in denen ein Hauptaspekt des de Wetteschen Programms aufgenommen ist – aber natürlich nicht in der Breite und auch nicht in der Qualität, wie wir sie in unserem Jahrhundert etwa in der «Theologischen Rundschau» vor Augen haben. Ausserdem finden sich «Miszellen» und, in den letzten Jahrgängen, «Berichte».

Das Schema, auch mit seiner gewissen Variabilität, lässt sich leicht in unserer Theologischen Zeitschrift wiedererkennen. Deren unmittelbares Vorbild war, so erfahren wir aus dem Jubiläumsheft⁵, die Strassburger «Revue d'Histoire et de Philosophie Religieuses», aber eben damit gehört sie in den durch die «Studien und Kritiken» klassisch repräsentierten Typus.

Was den Namen «Theologische Zeitschrift» angeht, so ist er natürlich der für eine theologische Zeitschrift nächstliegende überhaupt. Das Jubiläumsheft⁶ meint, es habe vorher nur in St. Louis in Missouri ein Blatt dieses Namens gegeben, aber wir wissen ja nun, dass man nicht so weit in die Ferne zu schweifen braucht. Und nicht zu vergessen die fremdsprachigen Schwestern oder Tanten: die Teologisk Tidsskrift in Kopenhagen (seit 1884), die Teologinen Aikakauskirja in Helsinki (seit 1896) und vor allen die Theologisch Tijdschrift in Leiden (seit 1867), in der z. B. der grosse Abraham Kuenen für seine, die alttestamentliche

⁴ 1934 in «Besprechungen» verwandelt.

⁵ A. Mühlhng, Die Anfangsjahre der Theologischen Zeitschrift und ihr Redaktor Karl Ludwig Schmidt, ThZ 50 (1994) 286–294; 289.

⁶ A.a.O. 289 Anm. 8.

Wissenschaft das «ständige Richteramt» jahrzehntelang so ausgeübt hat, wie de Wette es sich nicht besser hätte erträumen können.

Ich sagte vorhin, unsere heutige Jubilarin sei weniger Karl Ludwig Schmidts Zeitschrift, als ihre Vorgängerin von 1819–22 die Zeitschrift de Wettes war. Schmidts Name ist viel enger mit den «Theologischen Blättern» verbunden, die man im Rückblick keineswegs weniger als den «Rahmen der Geschichte Jesu» einen «Teil seines Lebenswerkes» nennen muss⁷. Ich weiss für einen evangelischen Theologen keine spannendere Lektüre als diese Zeitschrift aus den so entscheidungsreichen Jahren 1922–37 (und doch auch noch nach Schmidts Ausscheiden bis 1942). Sie ist in ihrem überreichen, verblüffend vielseitigen Inhalt «Blatt» für «Blatt» («Theologisches Blatt» für «Theologisches Blatt») geprägt vom Fleiss, von der Sorgfalt, vom Verantwortungsbewusstsein und vom Mut des Herausgebers. «Wenn man heute die alten Bände der Theologischen Blätter liest, so ist man im Rückblick auf das Geschehene tief betroffen: sie machen den Eindruck eines präzise registrierenden geistigen Seismographen.» So Philipp Vielhauer, dem ich in dieser Umgebung besonders gern das Wort gebe, weil er sich immer als einen Basler Theologen ausserhalb Basels empfand⁸. Das «ständige Richteramt» war hier gewiss auf andere Weise präsent, als es de Wette vorgeschwebt hatte. Aber der Kairos jener Jahre stellte seine besonderen Forderungen, und Schmidt war genau der Mann, diesen Forderungen zu entsprechen.

Der Kairos von 1945 war ein ganz anderer als der zwischen den beiden Kriegen. Die Theologischen Blätter liessen sich nicht wieder zum Leben erwecken, obwohl Karl Ludwig Schmidt das liebend gern getan hätte⁹. Bei allem inhaltlichen Reichtum war doch die eigentliche Funktion der Theologischen Blätter gewesen, Zimt zur Speise zu sein, und das setzte voraus, dass es die Speise gab. Die Speise gab es aber 1945 nicht mehr – wenigstens in weitesten Teilen des deutschsprachigen Bereichs, an den die Theologische Zeitschrift sich wandte. Wie es keine neuen Bücher gab, so auch keine Zeitschriften: sie hatten so gut wie alle ihr Erscheinen einstellen müssen, und ob und wann sie wieder zum Leben erweckt werden würden, stand für die meisten dahin. Heutige Ignoranz könnte also meinen, die Theologische Zeitschrift sei einfach in eine Marktlücke gestossen. Ja, die Lücke gab es – und wie! –, aber keinen Markt, und so war die Zeitschrift Lückenbüsser und – Liebesgabe. Sie wurde verschickt an Leute, die sie nicht bezahlen konnten, begleitet von Briefen z. B. des Präsidenten der Kommis-

⁷ Vgl. Ph. Vielhauer, Karl Ludwig Schmidt. Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn, Evangelische Theologie, 1968, 190–214; 208.

⁸ A.a.O. (S. Anm. 7) 209.

⁹ Vgl. Mühling a.a.O. 293.

sion für akademische Nachkriegshilfe, der Ernst Staehelin hiess – ich möchte danach vermuten, dass der Absendungsort dieser Gabe, wie von so vielem anderen Guten, das Frey-Grynaeum war.

Bei den Theologischen Blättern hatte Karl Ludwig Schmidt als Herausgeber fungiert – die laut Titel zunächst auftraggebenden Kartelle theologischer Studentenverbindungen werden ihm wenig dreingeredet haben –, in der Theologischen Zeitschrift hiess er Redaktor und war Mitglied einer vierköpfigen Redaktionskommission, die von der Herausgeberin, der Theologischen Fakultät der Universität Basel, eingesetzt war. Die Zeitschrift war und ist also ein Fakultätsorgan wie ihr Strassburger Vorbild oder, um eins der römisch-katholischen Blätter zu nennen, wie die Tübinger theologische Quartalsschrift, die, von 1819 bis heute bestehend, in puncto Lebensdauer einen einsamen Rekord halten dürfte – selbst so ehrwürdige Damen wie die Historische Zeitschrift oder die Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft oder die Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte sind daneben von einer gewissen Jugendlichkeit, und mit 50 Jahren, soviel sie uns heute auch vorkommen mögen, ist man in dieser Gesellschaft knapp aus den Kinderschuhen heraus.

Die Herausgabe durch eine Fakultät hat den grossen Vorteil, dass die Zeitschrift sich den dort versammelten Sachverstand aus allen Fächern der Theologie zunutze machen kann. Karl Barths Qualifizierung dieser Zeitschrift als «zoologischer Garten»¹⁰ trifft natürlich genauso sehr, ja zuerst die Fakultät als solche und würde übrigens die allermeisten theologischen Fakultäten treffen, nicht nur die in Basel, so wie Barth sie damals vor Augen hatte. Und wäre das so schlimm? Ganz abgesehen davon, dass zoologische Gärten etwas Schönes sind und dass der nämliche Karl Barth unerwünschte Besucher dorthin zu schicken pflegte mit dem Hinweis, es sei dort interessanter als bei ihm: mit, de Wettisch gesprochen, «Gleichgesinnten» als Veranstaltern einer Zeitschrift oder Mitgliedern einer Fakultät kann es auch seine Probleme haben. Am berühmtesten Schiffbruch, den seit Menschengedenken eine Zeitschrift theologisch vermeintlich Gleichgesinnter betroffen hat, «Zwischen den Zeiten» 1933, war Karl Barth aufs direkteste beteiligt, und die Homogenität von Fakultäten hat leicht die Kehrseite von geistlichem oder ungeistlichem Druck (fragt sich, welches der schlimmere ist) oder von ganz gewöhnlicher Langeweile. Wie wichtig ist es zum Beispiel, «parallele» Lehrstühle zu haben, in Basel früher die «gesetzlichen» und die Stiftungsprofessuren – jetzt sind wohl beide «gesetzlich». Was wäre Baumgartner ohne Eichrodt gewesen und was Eichrodt ohne Baumgartner! Im heutigen Basel kenne ich mich natürlich sehr viel weniger aus als im heutigen

¹⁰ Nach O. Cullmann bei Mühling 290 Anm. 9.

Göttingen (genauer gesagt: überhaupt nicht), und so kann ich auch nur aus Göttingen berichten, dass die parallelen Lehrstühle heutzutage aus finanziellen Gründen immer mehr bedroht sind, kann aber auch hinzufügen, dass ihre Notwendigkeit seit kurzem auch dem klugen Universitätspräsidenten einleuchtet: als im letzten Jahr einer unserer Neutestamentler einen öffentlichen Eklat hervorgerufen hatte mit der These «Das Grab war voll», befand der Präsident, dann müsse es auch einen geben, der sage: «Das Grab war leer.»

Nicht gerade mit dieser Alternative, aber doch in mancher Hinsicht ist die Theologische Zeitschrift auf dem Hintergrund der sie herausgebenden Fakultät bunt und lebendig gewesen. Es gibt, um noch einmal einen Ausdruck de Wettes zu gebrauchen, eintönige Zeitschriften. Zu ihnen gehört diese nicht. Zoologische Gärten pflegen ja auch nicht eintönig zu sein.

Und nun handelt es sich um keine ganz beliebige theologische Fakultät, sondern um die in Basel. «Basels Theologische Zeitschrift» steht im Programm unserer Feier. Zur Konzeption der Zeitschrift, zum Kairos ihres Erscheinens kommt ihr Ort, und er nicht nur kraft seiner besonderen Möglichkeiten angesichts jenes Kairos von 1945 und auch nicht nur so, dass man Heft für Heft seitdem nun neben allem nicht spezifisch Baslerischen auch das jeweils Neueste aus der Basler theologischen Fakultät erfährt: Vorlesungsverzeichnisse, Personalmeldungen und last not least Forschungsergebnisse. Das erste Heft von 1945 beginnt im Unterschied zum ersten Heft von 1819 nicht mit einer Vorrede, sondern mit einer Widmung, nämlich an Eberhard Vischer, den «Senior» der Fakultät, zu seinem 80. Geburtstag. Obwohl in Göttingen geboren, verkörperte Vischer geradezu vollkommen die Kontinuität vom Basel des 19. Jahrhunderts her, vom sprichwörtlich «reichen und frommen» Basel also, eine Kontinuität, die für ihn schon seit zwei Generationen ein Miteinander von akademischer und politischer Verantwortung einschloss. Der Enkel des humanistischen Gräzisten, der Sohn des frommen Historikers war Theologe geworden ohne Verlust am grossväterlichen und väterlichen Erbe – eine in Basel schwerlich einmalige Sequenz, die sich allerdings auch umgekehrt vorstellen lässt.

Basels Theologische Zeitschrift: die Genetivverbindung besagt: Basel hat eine theologische Zeitschrift, und zwischen beiden besteht eine enge Verbindung, sie sind kaum ohne einander denkbar. Aber stimmt das? Weiss Basel, dass es eine theologische Zeitschrift hat? Wieviele Nichttheologen an diesem Ort wissen es? Noch dreister (aber ohne beleidigende Absicht in irgendeiner Richtung) gefragt: wieviele Nichttheologen ausser-, aber auch innerhalb Basels wissen Nennenswertes von einer Theologie in Basel? Chemie, ja – aber Theologie?

Wie sich die Gewichte zwischen beiden verschoben haben, empfinde ich immer am stärksten auf der Münsterpfalz, wo der Blick nach Norden zu der Ebene hin, in die sich der Rhein nach seinem majestätischen Bogen im Stadtgebiet

noch vor wenigen Jahrzehnten zu verlieren schien, nunmehr durch eine unaufhaltsam in die Breite und Höhe gewachsene Front von Fabrikgebäuden blockiert ist. Fast besorgt suche ich dann das wie erdrückt wirkende Quartier am St. Johantor und frage mich, ob wohl das rote Backsteinhaus noch steht, das sich 1889 einer der merkwürdigsten Basler Theologen baute, der rothaarige Ostfrieser Bernhard Duhm, mit dem Relief zum Fluss hin, das einen Baum zeigt und den Vers aus Hiob: «Vom Geruch des Wassers wird er grünen» – was die Studenten fragen liess: «Ob wohl Duhms Haare grün werden können?» Das wird ebenso vergessen sein wie der (inoffizielle) Name «Duhm-Insel» vor dem Spalentor, der sich traurigem Anlass verdankte. Immerhin gibt es noch zwei offizielle Namen von Plätzen, mit denen die Stadt ihre beiden namhaftesten Theologen in der Neuzeit geehrt hat, de Wette und Barth; allerdings bietet der eine Platz gar keine, der andere nur wenige Wohnadressen.

Ich unterdrücke die Frage, die ich aus Unkenntnis doch nicht beantworten könnte: ob dergleichen symbolisch genommen werden muss, und gehe, nachdem ich eben schon ein wenig persönlich geworden bin, um vierzig Jahre in die Zeit zurück, in der ich einige Semester hier studierte. Damals konnte man bei Nichttheologen mancherlei Beziehungen zur Basler Theologie wahrnehmen. Es gab noch den und jenen, der bei besagtem Duhm im Gymnasium Hebräisch gelernt und dabei einen tiefen Eindruck vom Alten Testament und vom Geheimnis der Religion empfangen hatte. Oder es gab den alten Bankier (Bruder Eberhard Vischers übrigens), der mit Karl Barth von Zeit zu Zeit über die Frage telefonierte, ob Gottfried Keller nicht doch ein Christ gewesen wäre; er war dafür, Barth dagegen. Oder es gab Rudolf Riggenschach, den schon zu Lebzeiten legendären Denkmalspfleger (und nebenbei Theologensohn), der mit sprechender Gebärde, so wie er heute auf dem Leonhardskirchplatz und, etwas ungemütlich, in der Garderobe des Klingentalmuseums steht, seine drei Telefonate über das Geschlecht der Engel rekapitulierte. Er wollte aus irgendwelchen kunsthistorischen Gründen wissen, ob die Engel männlich oder weiblich sind, und begab sich gleich an die vermeintlich erste Quelle, indem er den Professor Barth anrief. Der sagte ihm, sie seien keins von beidem, und er solle das nachlesen in Band III/3 der Kirchlichen Dogmatik. Dazu war der «Dinge-Dinge» nicht aufgelegt, und so legte er auf und wählte die Nummer des Missionshauses, wo der Pfarrer Erich Schick dozierte, Verfasser ganzer Bücher über die Engel¹¹. Schick

¹¹ Vom Dienst der Engel, 1940; Die Botschaft der Engel im Neuen Testament, ²1946, zitiert KD III/3, 428 u.ö. Ob Riggenschach die Anregung zu seinem zweiten Telefonat von dorthier bezogen und also entgegen seiner eigenen Darstellung doch den Abschnitt in der Kirchlichen Dogmatik (mit notwendig für ihn unbefriedigendem Ergebnis) mindestens durchgeblättert hatte?

eröffnete ihm leise, fast flüsternd, das sei ein grosses und tiefes Geheimnis, das man nicht so ohne weiteres aussprechen könne, schon gar nicht durch das Telefon. Riggensbach versuchte es zum dritten Mal, jetzt bei der exakten Wissenschaft, vertreten durch Walter Baumgartner. Hier hatte er Erfolg: Baumgartner erklärte ohne Umschweife mit der ihm eigenen Prägnanz: «Sie sind männlich.» – Ich habe alle drei Angerufenen bei Gelegenheit vorsichtig auf den Vorgang angesprochen. Sie bestätigten ihn im wesentlichen, fanden ihn aber alle drei überhaupt nicht komisch. Baumgartner beschränkte sich auf den Kommentar: «Er hätte gleich mich fragen können.»

Für ein weiteres Diktum, ein mir kostbares, bin leider nicht ich selber der Zeuge, sondern zwei Generationen zurück mein Grossvater, zeitweise auch ein Basler Theologe. Zu ihm hat Jacob Burckhardt gesagt: «Wir blinden Heiden sehen besser, wie hoch das Münster ist, als die, die darinnen sitzen.»¹² Der Satz des Antistes-Sohnes und Ex-Theologen warnt davor, die Dinge allzu einlinig und unkompliziert zu nehmen. Davor warnt auch das Beispiel de Wettes, der es sowohl mit dem reichen als auch mit dem frommen Basel nicht leicht hatte – er hat sich oft von hier fortgeseht – und den trotzdem Karl Barth als einen typischen Basler Theologen hat sehen wollen¹³. Und davor warnt auf andere Weise vielleicht auch die Art, in der Barth selbst und seine nächsten Gesinnungsgenossen, die in der Theologischen Zeitschrift so wenig in Erscheinung treten, trotz allem im theologischen Basel der ihnen vorangegangenen Generation verwurzelt blieben. Eduard Thurneysen war und blieb ein grosser Verehrer Bernhard Duhms und widmete seinem Gedächtnis einen Vortrag über «Offenbarung in Religionsgeschichte und Bibel»¹⁴. Was den Alttestamentler in diesem Kreis angeht, Wilhelm Vischer: nur wer eine ganz abstrakte und doktrinäre Vorstellung von Theologiegeschichte hat, wird es verwunderlich finden, dass dieser umstrittene Mann auf dem Wolf-Gottesacker im Grab seines Vaters Eberhard Vischer ruht; jene Sequenz von drei Generationen Vischer läuft nicht ohne jede Konsequenz auf ihn hinaus. Und Barth selbst? Ja, das wäre ein Kapitel für sich, ein lohnendes. Ich habe in der Bibliographie der Veröffentlichungen über ihn¹⁵, die bis 1992 19.910 Titel umfasst, beim (zugegeben flüchtigen) Blättern nichts Einschlägiges oder gar Verlockendes in dieser Richtung gefunden und würde mit

¹² Vgl. Carl Neumann, Jacob Burckhardt, 1927, S. 272.

¹³ K. Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, 1947, 433f. (mit leichter Beschönigung des Verhältnisses der Basler zu ihm).

¹⁴ ZZ 6 (1928) 453–477.

¹⁵ Bibliographie Karl Barth II/1 (1992).

leichter Hand 19.850 der Veröffentlichungen dafür hergeben. Um nicht missverstanden zu werden: das meine ich nicht unbedingt als Anregung zu einem Dissertationsthema – ein kurzer Essay (warum nicht in der Theologischen Zeitschrift?) von jemandem, der sich in Barth und in Basel auskennt und Geschmack hat, kann viel besser sein. Noch mehr würde ich geben für die Lektüre des Dossiers «Barth» in Franz Overbecks *Collectaneen*, wenn Overbeck bis, sagen wir, 1923 (*inclusive*) gelebt hätte, oder, ein bisschen weniger unmöglich, dafür, da beigewesen zu sein, als Barth am 6. Mai 1936 seine Basler Antrittsvorlesung hielt – doch wohl zwischen den Büsten des Scheichs Ibrahim und de Wettes stehend, zwischen dem aus Basel Fortgegangenen und dem nach Basel Gekommenen der unverhofft in die Vaterstadt Zurückgekehrte. Die Vorlesung handelte von Samuel Werenfels, der Barth einige Jahre vorher zu seiner berühmten liebevoll-sarkastischen Charakteristik des «echten» Basler Theologen Gelegenheit gegeben hatte¹⁶. Diesmal würdigte er es als die «eigentliche Leistung» des ehrwürdigen Vorgängers, «Probleme begraben» zu haben, die «gar nicht aufhören können lebendig zu sein»¹⁷. Schade, dass Karl Ludwig Schmidt die Theologische Zeitschrift nicht schon 1936 nach seinem ersten Basler Semester gegründet hat – Barths «Werenfels» wäre ein grossartiger Anfangsartikel gewesen, der die Zeitschrift zugleich sichtbar mit Basel verknüpft und vielleicht doch auch das bekannteste und, nicht zu vergessen, produktivste Fakultätsmitglied wirksamer eingebunden hätte, als es 1945 gelang. In der Zeitschrift figuriert Barth dann nur ein einziges Mal als Autor, und zwar mit etwas Baslerischem, nämlich (1947) dem Nachruf auf seinen Vorgänger Johannes Wendland, von dem böse Zungen (zweifellos zu Unrecht) behaupteten, er sei dadurch für 42 Jahre nach Basel gekommen, dass man ihn bei der Berufung mit einem anderen Wendland verwechselt habe. Der Nachruf¹⁸ zeigt, wie pfleglich Barth mit Menschen ganz anderer Couleur umgehen konnte.

Dem damaligen Generationenwechsel (Eberhard Vischer war schon 1946 gestorben) sind seither mehrere gefolgt, darunter natürlich für die Zeitschrift besonders wichtig die in der Redaktionskommission – mit der grossen und beglückenden Ausnahme Oscar Cullmanns und mit dem Anlass zu einem Gedenktag und halben Jubiläum im Alten Testament heute, weil fast genau vor 25 Jahren,

¹⁶ Die protestantische Theologie (s. Anm. 13) 124 (das Buch gibt 1932/33 gehaltene Vorlesungen wieder).

¹⁷ Samuel Werenfels (1657–1740) und die Theologie seiner Zeit (EvTh 3, 1936, 180–203) 196f. 206.

¹⁸ ThZ 3 (1947) 52–57.

am 31. Januar 1970, Walter Baumgartner starb und dann Ernst Jenni an seine Stelle trat. Bei weitem die meiste Arbeit haben sicher die Redaktoren getan, nach Karl Ludwig Schmidt Bo Reicke und nach ihm Klaus Seybold, denen man alsbald nach ihrem jeweiligen Eintreffen aus dem mehr oder weniger hohen Norden freundlichst diese Last auflegte. Ob sie, wie es Oscar Cullmann von Karl Ludwig Schmidt gesagt hat¹⁹, «geborene wissenschaftliche Redaktoren» waren, weiss ich nicht, aber Redaktoren so geworden, dass man hinterher meinen kann, sie seien dazu schon geboren gewesen, sind beide in hohem Grade. Das Erstaunlichste ist vielleicht, dass bei beiden die eigene wissenschaftliche Tätigkeit nicht sichtbar unter der doch mindestens sehr zeitraubenden Redaktionsarbeit gelitten hat. Klaus Seybold, das kann ich bezeugen, schreibt mehr und Besseres als mancher in unserem gemeinsamen Fach, auf dessen Schultern keine solche Last liegt.

Alle drei Redaktoren waren Nichtbasler, ja Nichtschweizer, und in der Redaktionskommission hat, wenn ich recht sehe, fast immer nur ein einziger gebürtiger Basler gesessen – ob man ein gebürtiger Basler ist oder nicht, macht in Basel doch wohl, bestimmte Ausnahmen z. B. à la Eberhard Vischer abgerechnet, einen kleinen Unterschied. Dass aber die Herkunft der Redaktoren einen schwerer wiegenden Mangel an baslerischem Charakter der Zeitschrift bewirkt hätte, darf bezweifelt werden. Was mir evident zu fehlen scheint, ist nur die Basler Malice. Aber zu der muss man wahrscheinlich doch noch mehr geboren sein als zum Redaktor, zudem ist sie eher ein mündliches als ein schriftliches Phänomen, und schliesslich werden unter den guten Christen, an die die Zeitschrift sich vorwiegend wendet, manche sein, die das Fehlen dieses Ingrediens sogar begrüßen.

Jetzt müsste ich eigentlich daran gehen, die Zeitschrift, so wie de Wette die seine haben wollte, als ein «Denkmal für die Geschichte» vor Sie hinzustellen, also aus den fünfzig Bänden, die da nun stehen, so etwas wie ein Bild, oder Spiegelbild, der Theologie dieses halben Jahrhunderts zu formen. Aber das würde 1. weit über meine Möglichkeiten gehen, 2. Sie auf absehbare Zeit um Ihren Apéro bringen, und 3. darf ich vielleicht darauf hinweisen, dass im Jubiläumshft für eine der theologischen Teildisziplinen auftragsgemäss ein kleiner Versuch der Überschau über das in diesen fünfzig Bänden Enthaltene unternommen ist – sehr ausbaubedürftig und im (enttäuschten) Vertrauen darauf, dass es gleichzeitig auch für die anderen Disziplinen geschähe. Sinnlos erschiene mir der erweiterte Versuch nicht. Denn indem sie alle Teildisziplinen umfasst und sich keiner Schule oder Richtung, wohl aber, mit ihrem heutigen Redaktor zu

¹⁹ ThZ 12 (1956) 6.

reden, «ökumenischer Weite und liberalem Geist» verpflichtet weiss²⁰, bildet die Theologische Zeitschrift einen unschätzbaren Querschnitt durch die Theologie dieser Zeit, und vielleicht liesse sich der Querschnitt sogar zum «Denkmal für die Geschichte» stilisieren. Aber schon unser Jubiläumsheft zeigt: das ist leichter gesagt als getan. So schliesse ich für heute ohne alle Panegyrik, indem ich de Wettes Worte von 1819 wiederhole und alle dazu Fähigen und Berufenen bitte, sich in die 1. Person Plural einzubeziehen: «Wir wollen uns [weiter] bestreben [...] Arbeiten zu liefern, die mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregen» – und, darf ich hinzufügen, sich dadurch von einem sogenannten Festvortrag unterscheiden.

Rudolf Smend, Göttingen

²⁰ K. Seybold, ThZ 36 (1980) 1.